

Was hat sich in der Moraltheologie seit dem II. Vatikanum geändert?

I. Das Problem

„Die einleitenden Schritte für ein Verlöbniß dürfen natürlich nur von seiten des Mannes geschehen. [. . .]

Hält sich der junge Mann von der Zuneigung der Dame seines Herzens überzeugt, so kann er seinen Antrag entweder mündlich oder schriftlich stellen. Im ersteren Falle wird es klüger sein, sich zunächst an die Geliebte und dann an deren Eltern zu wenden, obwohl sich vor dem guten Ton auch der umgekehrte Weg rechtfertigen ließe. [. . .] Bei einer mündlichen Bewerbung begibt sich der Freier in Frack, heller Krawatte, hellen Handschuhen und Cylinder, der nicht aus der Hand gelegt werden darf, zur Besuchszeit in das Haus der Schwiegereltern und bringt sein Anliegen bei dem Vater, resp. der Mutter, in angemessener Weise vor. [. . .] Erbitten sich die Eltern Bedenkzeit, so ist es selbstverständlich, daß der junge Mann bereitwillig auf diese Bedingung einzugehen hat. Geben sie jedoch ihr Ja-Wort, so wird die Tochter herbeigeholt, und der glückliche Bräutigam begrüßt dieselbe durch einen Kuß als seine Verlobte.

Nun gilt es, Verwandte, Freunde und Bekannte von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Den nächsten Angehörigen, vorzugsweise seinen Eltern, bringt der junge Mann die freudige Nachricht, sobald als thunlich, selbst, worauf diese möglichst umgehend seiner Braut und deren Eltern einen Besuch zu machen haben. Wohnen die Familien an verschiedenen Orten, so verlangt es der gute Ton, daß die Mutter des Bräutigams der Braut alsbald einen gütigen, herzlichen Brief sende, in welchem sie dieselbe als Tochter begrüßt. Das junge Mädchen antwortet sehr ehrerbietig, aber in kindlicher Innigkeit

und vertrauender Liebe. Alle übrigen werden durch die Zeitung und gedruckte Anzeigen benachrichtigt. [. . .]“

Dies ist eine kurze Passage aus einem bekannten Anstandsbuch von 1908¹. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß auch konservativer eingestellte jüngere Leute solche Umgangsformen längst abgelegt haben, Sie wissen es aus eigener Erfahrung. Was ist hier geschehen? Eine streng festgelegte und als Ausweis kultivierten Erwachsenenseins geltende und deshalb auch kontrollierende Regel ist innerhalb eines Zeitraums von gut 70 Jahren außer Brauch gekommen; und diese veränderte Praxis hat sogar Eingang gefunden in neuere Werke über das Benehmen in der Gesellschaft. –

Nun ist unser Beispiel keineswegs so aufregend; es nötigt uns sogar ein Schmunzeln ab, auch wenn sich dieses bei den einen mehr mit dem Unterton „Gott sei Dank, daß dieses gestelzte Getue vorbei ist“, bei anderen vielleicht mit einer Prise nostalgischen Bedauerns vermischt. Daß uns dieses Beispiel gelassen läßt, liegt daran, daß es zum nicht so gefährlichen Bereich der Umgangsformen, der Etikette, gehört. Wir wissen von vornherein: Derartige Regelungen lassen sich nur mit Konvention begründen, sie beruhen, anders gesagt, auf einer Übereinkunft, sie sind vereinbart; und sie lassen sich durch Übereinkunft, etwa durch Tanzlehrerverbände oder durch den seit 25 Jahren in der Bundesrepublik bestehenden „Fachausschuß für Umgangsformen“, auch wieder verändern, auch wenn man ganz ohne solche „Manieren“ wohl schwerlich auskommen dürfte.

Gibt es nun vergleichbare Wandlungen wie im erwähnten Beispiel auch auf dem Gebiet der Moral? Gibt es auch hier das Außerkrafttreten von Maßstäben, die bislang gegolten haben? Zweifellos haben sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten Veränderungen im faktischen Verhalten und mitunter auch in den Einstellungen abgespielt, die beträchtlich erscheinen. So trifft man auf den Klingel- und Türschildern unserer Häuser, besonders solcher mit vielen Mietparteien, vermehrt auf Doppelnamen, die durch einen Schrägstrich abgetrennt sind, und

jeder von uns weiß, daß es sich dann meist um unverheiratet zusammenlebende Pärchen handelt. Oder wir können aus den jährlich erscheinenden statistischen Jahrbüchern für die Bundesrepublik entnehmen, daß die Anzahl der Ehescheidungen pro Jahr seit 1956 (mit Ausnahme von 1977) ständig im Wachsen begriffen ist. Oder wir lesen in unserer morgendlichen Zeitung, daß es nicht nur in einigen Großstädten Hausbesetzungen gegeben hat, sondern daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung Sympathien für solche Aktionen hegt. Und man konnte – um noch ein Beispiel aus einem ganz anderen Bereich anzuführen – im Umfeld einiger spektakulärer Prozesse um Euthanasiemaßnahmen bei vielen Diskussionen im Fernsehen und in der Presse bemerken, daß zahlreiche, auch prominente Teilnehmer für eine Tötung auf Verlangen plädierten. Diesen genannten Beispielen ließen sich ohne größere Schwierigkeiten noch beliebig viel weitere für solche Veränderungen hinzufügen. Die heitere Leichtigkeit, mit der wir den Wandel der gesellschaftlichen Formen des Benehmens bei der Brautwerbung begleiten, dürfte den meisten von uns bei den Veränderungsprozessen im moralischen Bereich schwerer fallen. Wo wir damit konfrontiert werden, sei es in der eigenen Familie, in der Schule, in der Nachbarschaft oder in den Medien, reagieren wir viel eher mit Betroffenheit, die von skeptischer Bedenklichkeit über Zorn bis zur enttäuschten Resignation reicht.

Was ist der Grund für diese andere Reaktion? – Offenbar steht hier mehr auf dem Spiel als bei den Gepflogenheiten der Höflichkeit. Es geht dabei nicht nur um das, was Sitte ist, was als anständig gilt, auf eine gute Kinderstube oder gar ein finanziell abgesichertes Zuhause schließen läßt, sondern es geht um das, was gesollt, verboten, erlaubt oder geraten ist, das also, worauf es – abgesehen von Stand, Ehre, Macht, Geschick im gesellschaftlichen Umgang usw. – eigentlich ankommt, um das, was uns in Pflicht nimmt, was wahr und gut ist, um unsere Verantwortung. Und weil wir als Christen dieses moralisch Verpflichtetsein mit Gott, Jesus Christus und der Gemeinschaft der

Glaubenden in Verbindung bringen, wird uns der Wandel im moralischen Verhalten und in den Einstellungen sowie im Urteil zu einem noch schwierigeren Problem.

Welcher Art ist dieses Problem? Zweierlei ist möglich und trifft wahrscheinlich sehr häufig zusammen: zum einen kann es sein, daß uns der **Abstand in unserer eigenen Biographie** zu schaffen macht. Damals wurden wir so erzogen mit bestimmten Grundsätzen, etwas anderes schien überhaupt nicht denkbar. Heute hingegen werden diese Grundsätze im großen Umfang nicht mehr befolgt, oder gar als sinnlos oder heuchlerisch bezeichnet. Dies weckt die Frage in uns: Soll heute plötzlich nicht mehr gelten, was uns gestern für unumstößlich ausgegeben wurde und wofür wir, um es uns anzueignen, ja schließlich auch etwas investiert haben?

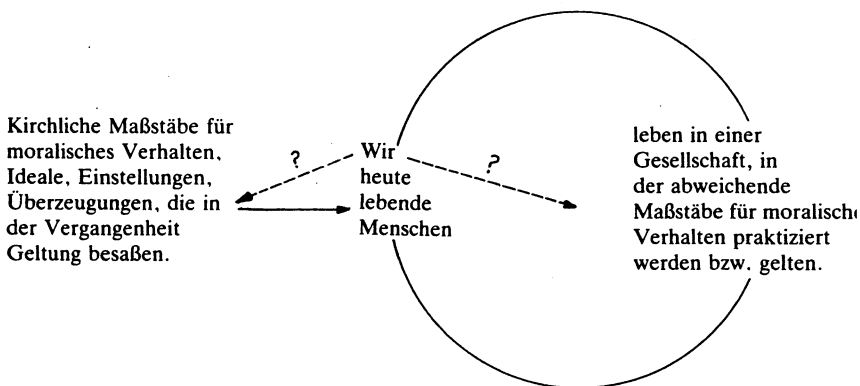
Die andere Art von Unbehagen kann darin liegen, daß wir spüren: Ein **Großteil der anderen hält es** in dieser Sache **anders**; ich stehe allein mit meinem Handeln und mit meinen Ansichten, Wertschätzungen, Urteilen und Idealen, in der Öffentlichkeit ist meine Sicht nicht (oder auch: nicht mehr) anerkannt. Derartige Erfahrungen können nicht nur die Erwachsenen machen, sie werden auch schon von den Kindern im Kindergarten, in der Freundesgruppe und erst recht in der Schule gemacht: Wer darf wieviel Fernsehen schauen? Wer darf welche Comics lesen? Wie geht man daran, Konflikte zu lösen: mit brachialem Schlagen, mit dem Rückzug oder mit verbaler Auseinandersetzung? –

Hinter der betroffenen Reaktion steht beide Male die Erfahrung einer Diskrepanz. Im ersten Fall ist sie mehr lebensgeschichtlich akzentuiert, im zweiten Fall wird sie bei der Wahrnehmung dessen empfunden, was andere, vielleicht gar solche, die persönlich von uns hochgeschätzt werden, gelten lassen.

Solche Erfahrungen der Diskrepanz in so wichtigen oder für wichtig gehaltenen Dinge sind nicht angenehm; viele verspüren dabei Unzufriedenheit, manche leiden daran. Übrigens nicht bloß unter den Älteren und Gereiften, sondern – nicht zu

vergessen – auch und bisweilen sogar heftiger unter den Jüngeren. Die Diskrepanz drängt deshalb nach Klärung bzw. Auflösung.

Bevor ich auf solche Lösungsversuche eingehe, möchte ich die genannte Diskrepanz noch in Form einer Skizze² darstellen, damit ich im weiteren Verlauf meines Vortrags immer wieder Bezug darauf nehmen kann.



II. Die Tradition als die normierende Instanz

Nicht wenige Christen erheben in dieser Situation die Forderung, daß man sich auf den Wert der Tradition zurückbesinnen und zu den überkommenen Normen und Idealen zurückkehren müsse. Sie seien nämlich Ausdruck der von Gott in Schöpfung und Erlösung gestifteten sittlichen Ordnung, die die Kirche zwei Jahrtausende lang unverändert bezeugt habe und die es auch heute unverkürzt zu bewahren gelte. Daraus ergebe sich die Forderung, daß wenn man den weiteren Verfall der Moralität und auch der moralischen Ansichten aufhalten wolle, die in allen geschichtlichen Wandlungen durchgehaltenen Grundsätze für das sittliche Leben wieder klar herauszuarbeiten und festzuhalten seien. Oft fehlt im Zusammenhang solcher Forderungen

auch nicht der polemisch gemeinte Hinweis, daß die Wahrheit weder veralte noch verjähren könne.

Gewisse Schwierigkeiten ergeben sich für diese Sicht freilich dann, wenn sich neue Probleme stellen, die in der Tradition überhaupt nicht vorkamen. Derartige Probleme treten nun aber von Zeit zu Zeit und in den letzten Jahrzehnten vermehrt auf. Ich möchte unter den vielen, die hier aufgezählt werden müßten, nur an drei erinnern, die in den zurückliegenden Jahren teilweise mit großer Heftigkeit erörtert wurden: Darf man sich künstlicher Mittel bedienen, um mögliche Empfängnis zu verhüten? Darf sich ein gesunder Mensch ein Organ entnehmen lassen, damit es einem anderen, der krank ist und ein solches Organ braucht, wenn er weiterleben soll, transplantiert werden kann? Darf der Staat zu seiner Verteidigung notfalls auch atomare Waffen zum Einsatz bringen?

Für die angedeutete Sichtweise sind diese neuen Probleme aber im Grunde keine. Die Tradition enthält für sie ja die notwendigen Prinzipien, und diese sind von „überzeitlicher“ Gültigkeit und deshalb zu allen Zeiten unabdingbar verbindlich. Die neuen Probleme seien in Wirklichkeit bloß neue Entscheidungssituationen, auf die hin die ewig gültigen Prinzipien und Normen **angewendet** werden müßten. Die Normen selber werden also als etwas Unveränderliches angesehen; Veränderungen werden lediglich hinsichtlich der individuellen Ausprägung der Menschen und hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer Lebensverhältnisse angenommen; diese berührten jedoch nicht das Wesentliche oder den „Kern“.

So gelangt man dann etwa in der erwähnten Frage der Erlaubtheit der Empfängnisverhütung unter Berufung auf die in der Tradition immer wieder ausgesprochenen Verbote der Abtreibung und der Selbstbefriedigung zu dem Schluß, das Verbot künstlicher Mittel sei sowohl von der kirchlichen Lehre wie von der gesamten Moralthologie „einhellig vertreten“ worden.³ In der Frage der Erlaubtheit der Organspende kommt man zu einer verneinenden Antwort, weil der freiwillige Verzicht auf einen

Körperteil als „Verstümmelung“ interpretiert wird; Verstümmelung aber galt in der Tradition als streng verboten; ausnahmsweise erlaubt war sie (außer als Strafe durch die öffentliche Autorität) nur dann, wenn sie zum Wohl der verstümmelten Person als einer Ganzheit geschah, also vor allem im Fall der zur Erhaltung des Lebens notwendigen Operation.⁴ Die Frage nach einem Atomkrieg schließlich meinten manche mit der traditionellen Lehre vom gerechten Krieg beurteilen zu können; durch das Vorhandensein dieser Waffen habe sich nämlich nicht „das Wesen des Kriegs“ geändert, sondern lediglich die Umstände, unter denen er stattfinde.⁵

Es scheint so, daß sich die geschilderte Auffassung von der Ungeschichtlichkeit der sittlichen Normen und das daraus resultierende Verlangen nach Orientierung am überkommenen Normenbestand sogar auf Worte der Heiligen Schrift stützen kann. Mahnt nicht der Verfasser des 2. Timotheusbriefes dazu, das Wort zu verkünden, „sei es gelegen oder ungelegen“ (4, 2)? Und warnt nicht Paulus im 12. Kapitel des Römerbriefs: „Gleicht Euch nicht dieser Welt an!“ (v. 2.)? Und heißt es nicht im selben Römerbrief ganz allgemein auch, daß der Glaube vom Hören kommt (10, 17), also – so könnte man doch ergänzen – weder vom Nachdenken, noch vom Diskutieren, aber auch nicht vom Tun dessen, was man selbst oder „die anderen“ für gut halten? –

Daß das sittliche Handeln des Gläubigen wie der Glaube insgesamt „auf Traditionen angewiesen“⁶ ist, das ist in der Tat das berechnete Anliegen dieser Sichtweise. Denn von der Mitte des Glaubens, der in Jesus Christus ergangenen Offenbarung Gottes, wissen wir nie unmittelbar, sondern stets nur vermittelt durch andere, und diese anderen haben es ja wieder von anderen usw. Weder in der Ausfaltung des Glaubens an Jesus Christus noch in der Moral, die auf ihn, seine Verkündigung und seine Taten Bezug nimmt, kann man irgendwo ganz neu anfangen.

Trotzdem ist es aber fraglich, ob dieser Sachverhalt schon zu der Folgerung berechtigt, daß die überkommenen kirchlichen Maßstäbe für moralisches Verhalten in den heute vorkommenden

Handlungs- und Entscheidungssituationen **ohne weiteres** und **unverändert** ihre Gültigkeit behalten. Dem steht nämlich schon die eigentlich von niemandem mehr bestrittene Tatsache im Weg, daß moralische Normen stets **auch** ihre Bedingungen und zeitgebundenen Voraussetzungen haben. Das bekannteste Beispiel, an dem sich dieser Zusammenhang zwischen einer moralischen Norm und ihren geschichtlich-gesellschaftlichen Bedingungen sehr deutlich aufzeigen läßt, ist ja das Zinsverbot und die faktischen Veränderungen, die es durchgemacht hat. Für die Kirchenväter wie für das Mittelalter galt das Zinsnehmen unter Berufung auf das Alte und Neue Testament sowie auf die Natur des Geldes als einer unfruchtbaren Sache als strengstens verboten. Obschon dieser Standpunkt auf kirchlichen Synoden mehrfach bestätigt wurde und durch Benedikt XIV. 1745 in einer eigenen Bulle nochmals ausdrücklich für richtig erklärt wurde, können wir seit dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit, also in einer Epoche, in der sich gegenüber der bisherigen Naturalwirtschaft eine Geld- und Kreditwirtschaft als der führende Wirtschaftsfaktor durchsetzte, Lockerungen beobachten. Zunächst wurden immer wieder Ausnahmen zugestanden, für die das Zinsnehmen erlaubt war, bis im 19. Jahrhundert selbst römische Kongregationen wiederholt die moralische Zulässigkeit eines (allerdings: maßvollen) Zinses anerkannten.⁸

Derartige Zusammenhänge mit ganz bestimmten zeit- und gesellschaftsgebundenen Gegebenheiten lassen sich sogar für ein so zentrales Stück kirchlicher und moraltheologischer Überlieferung wie den Dekalog benennen. Um dies zu verdeutlichen, will ich gar nicht erst auf die differenzierte Arbeit der Exegeten zurückgreifen, sondern Sie auf zwei Dinge hinweisen, die Ihnen bereits als aufmerksamen Lesern auffallen können. **Das erste:** Der Dekalog ist uns im Alten Testament gleich zweimal überliefert. Beide Fassungen stimmen im meisten überein; aber es gibt eben auch bemerkenswerte Unterschiede, z. B. beim letzten Gebot, dem Begehrensverbot. In der Fassung von Ex 20,17 lautet es: „Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlan-

gen. Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, seinem Kind oder seinem Esel oder nach irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.“ Nach Dtn 5, 21 hingegen lautet dieses Verbot: „Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, und du sollst nicht das Haus deines Nächsten begehren, nicht sein Feld, seinen Sklaven oder seine Sklavin, sein Rind oder seinen Esel, nichts, was deinem Nächsten gehört.“ Die erste Formulierung zählt also die Frau unter dem Sammelbegriff „Haus“ auf; die Frau gilt ähnlich wie Knecht, Magd, die Tiere und die Sachgüter als Besitztum des Mannes. Bezüglich ihrer Rechte hatte das ganz massive Folgen. Die deuteronomische Formulierung hingegen nennt die Frau als erstes und dann erst das Haus und die übrigen Besitztümer. Die Frau wird zur Zeit der Formulierung dieses Textes offensichtlich höher eingeschätzt. Der oder die Verfasser sahen sich also genötigt, auf Grund einer veränderten sozialen Stellung der Frau den heiligen und auf Mose zurückgeführten Text zu verändern. – Die **zweite** Beobachtung: Einzelne Gebote sind, wenn man das übrige Alte Testament hinzuzieht, offensichtlich in verschiedenen Texten recht unterschiedlich ausgelegt worden. Ich möchte das nur am Tötungsverbot erläutern. So heißt es in Ex 21, 12: „Wer einen Mann so schlägt, daß er stirbt, wird mit dem Tode bestraft.“ Als Objekt wird hier genannt: der Mann; das hebräische Wort hierfür meint den freien israelitischen Vollbürger, der Familie, Vermögen, Vieh und Grundbesitz hat.⁸ Gemeint ist also lediglich die Tötung zwischen freien, rechtsfähigen Vollbürgern; für die Tötung von sozial niedriger Gestellten wie z. B. Frauen, Sklaven oder noch ungeborenen Kindern gelten hingegen andere, weniger drastische Bestimmungen. Ein wesentlich weiteres Verständnis des Tötungsverbotes begegnet uns dann in Genesis 9, 6: „Wer Menschenblut genießt, dessen Blut wird durch Menschen vergossen.“ Als Objekt steht hier nicht mehr „der Mann“, sondern allgemeiner „der Mensch“; das Tötungsverbot bezieht sich hiernach also auf **jeden** Menschen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß weder die Todesstrafe noch das Töten im Krieg unter die

verbotene Handlung fällt. Gehen wir dann zu 1 Kön 21, 19 über, wo der Prophet Elija von Jahwe beauftragt wird, den König Ahab zurechtzuweisen, weil er ein Auge auf den Weinberg Nabots geworfen hatte und seine Frau Isebel ihm diesen auch verschafft hatte, indem sie Nabot durch zwei gekaufte Männer fälschlich anschuldigen ließ. Diese Handlungsweise Ahabs wird ohne Umschweife als „Mord“ bezeichnet; hier wird also unter „morden“ nicht nur wie in den Beispielen zuvor das Schlagen mit Todesfolge und das Blutvergießen verboten, sondern einschlußweise auch jene Form des Tötens, wo jemand umgebracht wird, ohne daß der Täter direkt an der Tötungshandlung beteiligt ist. Sehr viel weiter gehen dann die Propheten. Für sie zählen auch ökonomische Ausbeutung, rechtliche Benachteiligung und gesellschaftliche Unterdrückung, ja jede Degradierung des Menschen zum bloßen Mittel eigener Befriedigung als Formen des unerlaubten Tötens. In unerhört drastischer Metaphorik klagt beispielsweise der Prophet Micha die parteiischen Richter in Israel um 700 v. Chr. an: „Sie fressen mein Volk auf, sie ziehen den Leuten die Haut ab und zerbrechen ihnen die Knochen; sie zerlegen sie wie Fleisch für den Kochtopf, wie Braten für die Pfanne.“⁹ Jesus schließlich stellt in der Bergpredigt dem Töten die in Zorn und Beschimpfung sich äußernde aggressive Einstellung zum Bruder gleich.¹⁰

Aus diesen beiden nur angedeuteten Beobachtungen können wir also ersehen, daß selbst in der Bibel die Gesetze trotz der Zurückführung ihrer Formulierung auf Mose und ihrer Herkunft von Jahwe nicht als starre Normen angesehen wurden, sondern als etwas Interpretationsbedürftiges, ja als etwas, das offen ist für die Berücksichtigung neuer gesellschaftlicher Entwicklungen und veränderter Situationen.¹¹ –

Die vorgestellte Empfehlung, an den überkommenen und immer gültigen unveränderten Normen festzuhalten, steht noch in einem weiteren Punkt in Gefahr, das in unserer Skizze dargestellte Problem zu schnell zu vereinfachen: und zwar da, wo es

um den Bezug zwischen den einzelnen und der Gesellschaft geht. Diese Forderung nimmt zunächst einmal wahr, daß viele Menschen, eventuell sogar viele Christen, sich anders verhalten, als es die überkommenen Normen verlangen. Wenn man sich nun auf den Standpunkt stellt, daß die Gebote unbeschadet hiervon genauso gültig, also strikt unveränderlich seien, bleiben einem lediglich die beiden folgenden Möglichkeiten, dazu Stellung zu beziehen: **entweder** man muß alle, die abweichend hiervon handeln, für unvernünftig und töricht erklären, weil sie dem Richtigen und Bewährten die Anerkennung versagen; **oder** aber man muß sie schwerer Schuld bezichtigen, also für moralisch defekt halten, weil sie dem für richtig Anerkannten den Gehorsam verweigern. Beides bedeutet, daß man zwischen sich und denen, die sich anders verhalten, einen starken Trennungsstrich zieht. Sozial müßte das zur Folge haben, daß man sich von den anderen abzuschirmen versucht. Das Gespräch wird nurmehr mit Gleichgesinnten gesucht und dient vor allem der Behauptung und Bestätigung dessen, was man ohnehin schon weiß. Ich denke, daß solches häufiger vorkommt, gerade auch in bezug auf das Verhältnis zwischen den Generationen in einer Familie, aber auch auf der Ebene von Pfarrgemeinden. Es führt nicht selten dahin, daß einzelne sich in einer solchen Gemeinschaft isoliert fühlen und sie irgendwann verlassen. Die Frage ist aber, ob wir solche Prozesse der Ausschließung **wirklich wollen**, und das sogar noch mit Bezugnahme auf Jesus Christus, der ja auf weite Strecken seiner Verkündigung und seines Wirkens gerade das Umgekehrte getan hat, nämlich Ausgestoßene oder Außenstehende wieder gemeinschaftsfähig gemacht hat.

Dazu kommt noch folgendes: Zwar rechnet das Christentum mit der Möglichkeit eines kollektiven Abfalls, aber wir machen es uns zu einfach, wenn wir jede in großer Menge auftretende Abweichung von einem traditionellen moralischen Maßstab **unbesehen** als sündig qualifizieren. Das würde beim einzelnen ja zumindest Freiheit des Wollens und Einsicht voraussetzen, und in beidem könnte die Sachlage komplexer sein. Der einzelne und

die vielen einzelnen stehen ja nicht jeder isoliert für sich, sondern sind untereinander verbunden. Zu den vielfachen Weisen dieser Verbundenheit gehören aber auch Überzeugungen, Gelungen, also auch Normen, die das moralische Handeln betreffen. Ihnen kann sich der einzelne gar nicht so ohne weiteres und in jedem beliebigen Umfang entziehen. Es wäre deshalb falsch anzunehmen, daß jeder, der gegen eine überlieferte Norm verstößt, damit automatisch auch auf jede Normierung der entsprechenden Situation verzichten müßte oder wollte. Verstöße gegen das Überkommene müssen nicht das gleiche sein wie Beliebigkeit und Willkür. So leicht kann man der Gesellschaft gar nicht entkommen. Der einzelne, auch wenn er das Überkommene über Bord wirft, wird nur in seltenen Fällen ganz aus eigener Überlegung und aus selbständigem Entschluß von der traditionellen Norm abweichen, meistens wird er vielmehr zurückgreifen auf die Meinung der anderen oder auf das, was heute üblich ist oder auf das, wobei heute niemand mehr etwas findet. Man darf hierbei auch nicht einfach unterstellen, solche Orientierung an gegenwärtig vertretenen Überzeugungen könnte generell nur vom Geist des Widerspruchs, der Bequemlichkeit und des Egoismus getragen sein. Solches wird zweifellos auch häufig eine Rolle spielen. Aber nimmt nicht bei vielem, wogegen z. B. junge Leute heute protestieren, auch die Sehnsucht nach Echtheit, nach Wahrhaftigkeit, nach Gemeinschaft, nach Verantwortung, nach dem Nicht-Verzweckten und dem nicht technisch bis ins Letzte Ausgeplanten eine wichtige Rolle ein?

III. Die Orientierung an den Überzeugungen und am Verhalten der Mehrheit

Es gibt nun allerdings auch noch einen zweiten, nicht selten praktizierten Lösungsweg, um die im ersten Abschnitt vorgestellte Spannung zu lösen. Er ist dem bisher besprochenen Lösungsweg genau entgegengesetzt. Diese Einstellung schlägt mehr oder weniger vor, dasjenige für verbindlich zu erachten, was heute bei vielen bzw. bei den meisten üblich ist oder auch

nur, was die meisten für richtig ansehen. Alltägliche Beobachtungen, in Film, Fernsehen und Presse verbreitete Standards spielen demgemäß eine entscheidende Rolle, auf der reflektierteren Ebene sind es Umfragen und Statistiken. Zwar muß die Moral vergangener Zeiten hierbei nicht immer und notwendig pauschal als fremdgeleitet und repressiv disqualifiziert werden, wie es allerdings häufig geschieht, aber sie wird auf jeden Fall nur sehr selektiv anerkannt, nämlich nur so weit, als sie mit dem faktischen Durchschnittsverhalten übereinstimmt bzw. mit dem Verhalten jener Gruppen übereinstimmt, die definieren dürfen oder können, was in der Gesellschaft als normal und als erstrebenswert gilt. Zugrunde liegt die Vorstellung, die Bestimmung dessen, was gut und wahr sei, ließe sich durch Erkundung der Ansicht der Mehrheit bestimmen, ein ähnliches Verfahren also, wie es in der Demokratie zur Findung von Beschlüssen grundlegend ist.

Dabei kommt es sehr leicht zur Verabschiedung oder gar Bekämpfung von traditionellen Überzeugungen, Idealen und Normen; häufig wird sie gerechtfertigt mit der Formel, „der“ „Mensch von heute“ könne das und das nicht mehr, folglich dürfte ihm dieses und jenes nicht zugemutet werden. Die Verben „abschaffen“, „verändern“ und „sich von etwas befreien“ kommen in solchen Argumentationen sehr häufig vor.

Diese Argumentationsweise ist in den zurückliegenden Jahrzehnten wohl auf keinem anderen Gebiet so umfangreich angewandt worden wie gerade auf dem Gebiet der Sexualität. Man braucht dabei nicht erst auf die vielbeachteten Reports über das Geschlechtsleben von Masters & Johnson, von Kinsey, Giese, Hite, Ralf u. a. zurückgreifen; fast in jeder Illustriertenausgabe und in zahlreichen Aufklärungsbüchern findet sich – manchmal unausgesprochen – diese Vorgehensweise.

Ich möchte dies nur an einem Beispiel klarzumachen versuchen. Der „Stern“ brachte 1978¹² die Ergebnisse einer Allensbach-Umfrage über die Einstellungen von 16- bis 29jährigen zu Sexualität, Ehe und Familie. Dem ersten Teil dieses Berichts, der etwa

drei Textseiten umfaßt, gehen fünf doppelseitige Fotos mit statistischen Einzelergebnissen voran. Auf einer dieser Doppelseiten ist ausschnittshaft ein Paar beim Liebesakt am Strand zu sehen; dazu gedruckt sind die statistischen Ergebnisse auf die beiden Interview-Fragen: „Gibt es Ihrer Meinung nach ein Lebensglück ohne intime (geschlechtliche) Beziehungen zwischen Mann und Frau?“ und: „Halten Sie solche intimen Beziehungen für notwendig zu Ihrem eigenen Lebensglück oder könnten Sie darauf verzichten?“ Fett gedruckt steht nun über diesen Daten folgendes: „Sex gehört für die jungen Deutschen zum Leben wie Flippern und ins Kino gehen. Sex bedeutet ihnen Glück. Nur noch jeder 12. Jung-Mann verzichtet auf dieses Glück.“ Sicherlich kann man diesen Satz als eine journalistisch ausgeschmückte Kommentierung des in den Zahlen zum Ausdruck kommenden Trends lesen, aber die graphische Sonderstellung gegenüber dem Text, der Verzicht auf Differenzierung (z. B. beantworteten 49 Prozent der Frauen die erste Frage und 35 Prozent die zweite nicht in diesem Sinne), die statutenhaft klingende Sprechweise „die jungen Deutschen“ bzw. „der Jung-Mann“ sowie die fotografische Umgebung dürften einen derartigen Satz bei den meisten Lesern auch normativ auffassen lassen. Dieser normative Unterton wird semantisch noch unterstrichen, indem die in den Fragen erkundete Sache, nämlich „intime (geschlechtliche) Beziehung“, zu „Sex“ wird, ferner durch die Gleichstellung von Sex mit Flippern und Kinogang und endlich durch die zweimalige Nennung von „Glück“ (die Fragen der Interviewer sprachen hingegen von „Lebensglück“). Dem dann nachfolgenden ausführlicheren Bericht gelingt es mit Hilfe salopper Formulierungen und scheinbar unbedeutender Signale, den von den Meinungsforschern erhobenen Wandel von einem zeitlichen zu einem positiv bewerteten zu machen. So wird die vergleichsweise angeführte sehr viel größere Hochschätzung der Institution Ehe zu Anfang der 60er Jahre als „eine Art sexuellen Biedermeierdenkens“ bezeichnet; Apo-Generation und Oswald Kolles Aufklärungsserien hätten „den Muff unter deutschen Bettdecken“ „gelüftet“. Das hier deutlich zugrundegelegte, aber

nicht ausgesprochene Denkmuster des Fortschritts wird fast unmerklich noch dadurch verstärkt, daß alle weiterhin genannten Daten mit „nicht mehr“, „nur noch“, „zuvor waren es noch“ in dieses Schema eingefügt werden. –

Wenigstens angedeutet sei, daß diese Mentalität des Überbordwerfens von als altmodisch empfundenen, weil von vielen nicht mehr geübten, Verhaltensregeln auch in ganz anderen Lebensbereichen begegnet als in dem von Ehe und Sexualität. Man denke einmal an die Selbstverständlichkeit und Verbreitetheit von Delikten wie Schwarzarbeit, Versicherungsbetrug, Steuerhinterziehung, Beschädigung öffentlichen Eigentums. Gerade diese Beispiele zeigen uns, daß man Unrecht täte, wollte man die hier skizzierte Einstellung nur als ein Privileg der jungen Generation betrachten. Viele der in der Öffentlichkeit versuchten Entschuldigungen von Verbrechen während der NS-Zeit liefen ebenfalls gerade darauf hinaus, daß damals die meisten eben so gedacht haben und daß man sich nur so verhalten habe, wie es die Öffentlichkeit und die maßgeblichen Gruppen und die Machthabenden erwarteten.

In der theologischen Literatur ist dieser Denktyp – jedenfalls in solcher Reinkultur – kaum zu finden. Wo er dennoch vorkommt, wie in einigen Formen radikaler protestantischer Situationsethik, wird er mit Einschränkungen oder zusätzlichen Begründungen versehen. Das schließt natürlich nicht aus, daß im kirchlichen Bereich bisweilen so argumentiert wird, naheliegenderweise dort, wo es um Erziehung geht und bei der Auseinandersetzung zwischen den kirchlichen Gruppen.

Auch dieser zweite Lösungsweg kann nicht einfach und ausschließlich als falsch verworfen werden. Immerhin trägt er vielmehr als der zuerst vorgestellte der Tatsache Rechnung, daß auch die moralischen Normen und Ideale Veränderungen unterworfen waren und vor allem, daß so gut wie kein Mensch sich mit seinen Überzeugungen und Wertschätzungen, an denen er sein Handeln ausrichtet, einfach außerhalb dessen stellen kann,

was in der Gesellschaft gilt, in der er lebt. Es wird damit ernst gemacht, und zwar sehr radikal, daß das Handeln nicht im Gestern stattfindet, sondern hier und heute und in dieser bestimmten Gesellschaft. – Darüberhinaus sieht es so aus, als ob auch diese Weise des Vorgehens sich auf biblische Rechtfertigungen stützen könnte. Man denke bloß daran, wie Jesus bisweilen kritisch mit dem mosaischen Gesetz umgegangen ist, etwa, indem er zusammen mit seinen Jüngern am Sabbat Ähren abriß (Mk 2, 23 ff.), am Sabbat Kranke heilte (Mk 3, 1 ff. parr; Lk 13, 10 ff.; 14, 1 ff.), die alttestamentlich-jüdischen Reinheitsvorschriften außer Kraft setzte (Mk 7, 15), Umgang mit religiös Deklassierten pflegte (z. B. Lk 7, 36 ff.; 19, 1 ff.) und mit all dem die Pharisäer als die Anwälte der religiösen Tradition gegen sich aufbrachte.

Trotz dieser berechtigten Momente erweist sich auch dieser Lösungsweg bei näherem Zusehen als höchst fragwürdig. Erkennt er doch zunächst einmal, daß weder die modernen Standards noch die „der heutige Mensch kann nicht mehr“-Behauptungen vom Himmel fallen, sondern zu einem guten Teil aus der Tradition bzw. aus anderen, bislang vielleicht nicht so zum Zuge gekommenen Überlieferungen leben. Selbst da, wo versucht wird, das, was herkömmlich gegolten hat und für verpflichtend angesehen wurde, über Bord zu werfen, kann man ihm dialektisch verhaftet bleiben; man muß dann eben in allem den tradierten Maßstäben entgegen handeln. Freilich ist mit dem Gesagten die Möglichkeit der Veränderung, ja auch die Möglichkeit der radikalen Veränderung, nicht ausgeschlossen. Nur wäre es genau so naiv zu meinen, daß man zu irgendeinem Zeitpunkt mit der moralischen Orientierung sozusagen voraussetzungs-, das meint hier: traditionslos, gleichsam von vorn anfangen könnte, wie es töricht wäre zu unterstellen, daß Veränderungen im Bereich sittlich qualifizierbaren Denkens, Einstellens und Handelns automatisch Fortschritt bedeuteten, d. h. in Richtung auf ein Mehr an Moralität und Humanität verlaufen müßten.

Auf der anderen Seite – und das ist das zweite, was dieser scheinbar progressive Standpunkt übersieht – sind es trotz aller Angewiesenheit und Geprägtheit jedes einzelnen durch die jeweilige Gesellschaft, in der er lebt, doch wieder die einzelnen, die die Geschichte gestalten und die Gesellschaft in Bewegung halten. Anders gesagt: Was eine Gesellschaft bzw. was die meisten in einer Gesellschaft für wertvoll, für erlaubt bzw. verboten erachten, ist gar nicht so starr festliegend, sondern im Fluß; einzelne und Gruppen können darauf in einem gewissen Umfang Einfluß nehmen; wer immer nur dasjenige hochschätzt, was man allgemein so einschätzt, und das mißbilligt, was üblicherweise negativ bewertet wird, und sich in seinem Tun ausschließlich danach richtet, was die anderen tun, verschenkt genau diese Möglichkeit. Er verzichtet damit im Grunde darauf, er selbst zu sein, und läßt sich von außen leiten.

Ähnlich wie beim vorigen Lösungsweg kann man auch bei diesem die Frage stellen, welche sozialen Konsequenzen er zeitigt. Nicht ein mündiger, sondern der angepaßte Mensch dürfte das Ergebnis einer solchen Haltung sein. Woher sollte er auch ein Kriterium oder überhaupt einen Anlaß haben, sich gegen die Meinung der Umwelt zu stellen, Kritik zu üben oder u. U. Widerstand zu leisten? Wer sich jedem Meinungstrend anpassen kann, ist wahrscheinlich auch persönlich wenig stabil. Auch im Hinblick auf die Aufgaben, die sowohl ein demokratischer Staat wie eine sich als „Volk Gottes“ verstehende Kirche an den einzelnen stellen, darf man bezweifeln, ob eine derartige Haltung wünschenswert sein kann. Man braucht sich hierbei bloß des beträchtlichen Potentials sublimen Einflußmöglichkeiten bewußt zu sein, das in unserer Gesellschaft trotz aller Freiheiten zur Verfügung steht und das ständig im Wachsen begriffen ist. Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht bloß an politische Propaganda und industrielle Werbung denken, sondern auch an die Medien, besonders an jene, um deren Einführung im Augenblick noch gerungen wird. Hier liegen doch Instrumente bereit, durch die, wenn nicht gegengesteuert wird, relativ kleine

Gruppen Meinungen und Überzeugungen zu öffentlichen definieren können, ohne daß die Öffentlichkeit selber an ihrer Entstehung und Veröffentlichung beteiligt gewesen sein muß.

IV. Christliches Ethos und moderne Gesellschaft

Ich möchte das Ergebnis der bisherigen Überlegungen dahingehend zusammenfassen, daß die verhandelten Ansätze zur Bewältigung der erfahrenen Diskrepanzen im Bereich sittlicher Einstellungen und Handlungsnormen beide trotz partieller Berechtigung **keine** akzeptablen Lösungen darstellen. Sie heben die Spannung zwischen dem Überkommenen, der gesellschaftlichen Gegenwart und dem einzelnen auf, in dem sie einen der beiden Pole durchstreichen bzw. in seinem Eigengewicht mißachten. Welch problematische Konsequenzen dies insbesondere im sozialen Miteinander nach sich zieht, hatten wir gesehen. Beide Ansätze sind somit weniger Lösungswege, denn Auswege.

Was wir brauchen, ist also eine differenziertere Verhältnisbestimmung zwischen christlicher bzw. kirchlicher Tradition und den Erfahrungen, die Menschen und Christen heute machen. Ich meine, daß das II. Vatikanische Konzil hierzu wichtige Anstöße gegeben hat. Es hat zwar keine Moraltheologie entwickelt, aber es hat die kirchliche Praxis, die theologische und moraltheologische Reflexion und das Handeln der Christen zu bestimmten Aufgaben verpflichtet; von denen ich die zentralsten in folgenden 4 Punkten zusammenfassen möchte:

1. Theologie und Kirche dürfen nicht Selbstzweck sein, sie haben vielmehr grundlegend eine dienende Funktion. Ihre Sorge hat **den Menschen, die in der Gegenwart und in unseren Gesellschaften leben**, zu gelten, ihrem Mühen, Suchen, ihren Lebensbedingungen und ihren Schwierigkeiten. Programmatisch kommt das schon durch den ersten Satz der Pastoralkonstitution mit dem bezeichnenden Titel „Die Kirche **in der Welt von heute**“ zum Ausdruck, wenn es da heißt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen **von heute** [. . .] sind **auch** Freude und Hoffnung, Trauer und

Angst der Jünger Christi.“¹³ Nummer 4 desselben Dokumentes sieht sich die Kirche deshalb verpflichtet, „die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen“. Unter den verschiedentlich aufgeführten „Zeichen der Zeit“ wird neben anderem der „tiefgehende Wandel der Lebensbedingungen“ (Nr. 4 f.) aufgezählt und anerkannt, daß er für das religiöse und sittliche Leben nicht gleichgültig sein kann. Das Ambivalente am Fortschritt wird zwar durchaus beim Namen genannt, aber nirgendwo resultiert daraus eine einseitige und pauschale Verurteilung des damit verbundenen religiösen und sittlichen Wandels. Ja, es wird sogar eine Mitschuld für die „schweren Störungen im Verhalten und [. . .] in den Verhaltensnormen“ eingeräumt, weil „die von früheren Generationen überkommenen Institutionen, Gesetze, Denk- und Auffassungsweisen [. . .] den wirklichen Zuständen von heute nicht mehr in jedem Fall gut zu entsprechen [scheinen]“ (Nr. 7). Die Notwendigkeit der geschichtlichen Erneuerung wird deshalb mehrfach betont.¹⁴

2. Die zentrale Größe, in deren Licht die Deutung dieser Veränderungen erfolgt und an der sich Theologie wie kirchliches Handeln im gesamten erkennbar zu orientieren hat, ist **die Person Jesu Christi**. Das Konzil erhebt diese Forderung betont im Hinblick auf die Moraltheologie.¹⁵ Wie ist diese an und für sich doch selbstverständliche Forderung zu verstehen? Dafür gibt der Text selbst zwei Hinweise: Zum einen soll sich die Moraltheologie mehr als bisher auf den Boden der Bibel stellen. Natürlich ist nicht gemeint, daß die Moraltheologie allein mit der Bibel auskommen könnte, aber sehr wohl ist gemeint, daß die Begründung auf kirchliche oder theologische Traditionen allein nicht ausreicht, sondern daß sie noch einmal der Rückbindung und Durchdringung vom Alten und Neuen Testament her bedarf. – Zum anderen wird das christliche Leben als „Berufung in Christus“ verstanden. „Berufung“ ist im theologischen Sprachgebrauch eine Kategorie

personalen Beziehung. Jesus Christus ist in seiner Verkündigung, seiner gelebten Zuwendung zu den Menschen, in seinem Leiden und Sterben das schlechthinige Beispiel christlicher Existenz. Diese Mahnung des Konzils läßt sich – darin stimmen die Kommentatoren der Konzilstexte überein¹⁶ – nur so verstehen, daß das Konzil dieses Anliegen in der traditionellen Moraltheologie nicht genügend berücksichtigt sah. Die Moraltheologie, wie das Konzil sie erstrebt, darf weder ausschließlich noch auch bloß in erster Linie ein System von Gesetzen für alle möglichen Lebenssituationen und ein Verzeichnis von Sünden sein, sie sollte vielmehr in erster Linie die positiven Ziele aufzeigen und Hilfen geben, wie sie verwirklicht werden können. Einladen, begleiten, helfen, versöhnen sind in der Nachfolge Christi ihre primären Aufgaben, nicht richten, verurteilen oder kontrollieren¹⁷.

3. Inhaltlich wird die sittliche Aufgabe des Christen mit der Formel umschrieben: „In Liebe Frucht [zu] bringen für das Leben der Welt“¹⁸. Das heißt aber doch, daß die Moraltheologie nach Ansicht des Konzils dazu beitragen muß, daß die Christen „das Leben der Welt“, das Wohl der anderen, sei es in Ehe und Familie, in den kulturellen Einrichtungen, im sozialen und wirtschaftlichen Leben, im Staat oder in der internationalen Politik (so die im 2. Teil von „Gaudium et spes“ behandelten zwischenmenschlichen Ordnungen) als Gegenstand der moralischen Bemühungen erkennen. Es genügt nicht, daß der einzelne jeweils für sich allein an seiner eigenen Vervollkommenheit arbeitet, noch, daß sich mehrere einzelne, die gleichgesinnt sind, zusammenschließen und als Gemeinde, als Verband oder als Gruppe das übrige Geschehen in der Gesellschaft und in der Welt sich selbst überlassen – sei es nun gleichgültig, verdammend oder auch resignierend. Christen und christliche Gemeinschaften sollen auch nicht erratische Blöcke von Tradition in einer im übrigen völlig anders gearteten Welt sein, sondern „**Sauerteig**“¹⁹ und

„**Ferment**“²⁰, die im wechselseitigen Austausch in alle Bereiche der Gesellschaft hineinwirken.

4. Als Verfahren, wie der von der Kirche in Verkündigung und Dienst zu bezeugende Glaube mit dem Selbstverständnis, den Fragen und den Problemen der modernen Gesellschaft in eine fruchtbare Auseinandersetzung gebracht werden soll, empfiehlt das Konzil mehrfach den „**Dialog**“²¹. Ihn zu führen, ist übrigens allen aufgetragen, nicht bloß den Bischöfen, Priestern und Ordensleuten, sondern ausdrücklich auch den Laien²². Dabei wird sowohl damit gerechnet, daß zuweilen auch schwere Fragen auftauchen, für die eine konkrete Lösung nicht schon fertig bereit liegt, als auch mit der Möglichkeit, daß Christen „bei [besser: trotz] gleicher Gewissenhaftigkeit in der gleichen Frage zu einem anderen [deutlicher: unterschiedlichen] Urteil kommen“²³.

Ich möchte nun wieder auf unsere Problem-Skizze in Abschnitt I zu sprechen kommen und die Verbindung zu dem eben Gesagten herstellen. Das II. Vatikanische Konzil hat die Christen wie die Theologen nachdrücklich dazu verpflichtet, **beide** Seiten ernst zu nehmen, also sowohl die auf Jesus Christus zurückführende Tradition wie auch das Selbstverständnis des Menschen in der heutigen Gesellschaft einschließlich seiner Fragen, seiner Nöte und Lebensbedingungen. Es sah, daß die Übereinstimmung zwischen beiden Größen nicht automatisch gegeben oder auch nur ohne weiteres herstellbar ist, wie es für frühere Zeiten vielleicht einmal in einem viel höheren Maße möglich gewesen sein mag. Die Inhalte der kirchlichen Tradition sind nicht einfach fertige Paßstücke für die Fragen, die sich in unserer gesellschaftlichen Gegenwart stellen. Die Tradition und die Handlungsprobleme der Gegenwart müssen erst in einem mühsamen Vermittlungsprozeß miteinander in Beziehung gebracht werden, und dieser Vermittlungsprozeß soll – so wollte es das II. Vatikanum – dialogisch zustande kommen. Ich will diesen Gedanken nun etwas weiterführen.

Als „Dialog“ bezeichnet man allgemein ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Teilnehmern, bei dem nicht nur **eine** Seite sich zur Geltung bringt, sondern ein wechselseitiger Austausch stattfindet, der Rede also eine Gegenrede, der Frage eine Antwort und umgekehrt folgen darf. Das Ziel besteht darin, nach Möglichkeit einen gemeinsamen Standpunkt herbeizuführen. Als Mittel hierzu kommen nur die argumentativen Überzeugungen in Frage, nicht aber Zwang, Gewalt oder Überredung. Genauso wie der Dialog durch Anwendung von Gewalt zerstört würde, bräche er ab, wenn einer der an ihm Beteiligten seine Überzeugungen einfach fallen ließe. Dialog muß auch nicht zu einem Ergebnis führen, das das arithmetische Mittel der daran beteiligten Überzeugungen darstellt. Dialog heißt vielmehr, sich den Argumenten der anderen Seite auszusetzen, darauf einzugehen. Das Ernstnehmen des anderen heißt unter Umständen auch, ihm Widerstand zu leisten. Die einzige Vorbedingung eines Dialogs ist die, daß die Beteiligten offen dafür sind, vom anderen etwas lernen zu können und auch zu wollen.

Übertragen wir nun im Sinne des II. Vatikanums dieses Verfahren des Dialogs zwischen Personen auf das Verhältnis zwischen christlicher und kirchlicher Tradition einerseits und der ihr entfremdeten und sich wandelnden Gesellschaft, in der wir leben, andererseits! Dann bedeutet das doch, daß alle möglichen Situationen, in denen wir gegenwärtig Lebenden frei wollen und frei handeln können, den in der Tradition enthaltenen Normen, Überzeugungen und Idealen „ausgesetzt“²⁴, in ihrem Lichte gesehen werden; und es bedeutet **umgekehrt**, daß die Tradition von diesen heute sich stellenden Fakten und Problemen her befragt wird. Wir haben also beides, kirchliche bzw. christliche Tradition **und** gegenwärtige Gesellschaft, wechselseitig von der anderen Seite her zu befragen. In dieser wechselseitigen Beleuchtung und Interpretation des einen vom anderen her kann uns aufgehen, wie ein bestimmtes, heute sich stellendes Problem besser zu verstehen ist, und es kann sich uns zeigen, zu welchem Handeln wir verpflichtet sind. Es ist nicht auszuschließen, daß es

dabei mitunter zu „Brüchen“ mit dem Gewohnten kommen kann, etwa dann, wenn wir, die wir in einer Gesellschaft leben, die pausenlos und schrankenlos das Konsumieren empfiehlt, das auf uns einwirken lassen, was christliche Tradition zur sozialen Verpflichtetheit des Eigentums, zu Reichtum, zu Armut und Askese gesagt hat. Es kann aber auch nicht ausgeschlossen werden, daß die Tradition bisweilen eine Korrektur erfährt, wie es z. B. für die seit Augustinus tradierte Lehre von den Zwecken der Ehe auf dem II. Vatikanischen Konzil selbst faktisch der Fall gewesen ist.

Nun liegt ein Einwand gegen den hier gemachten Vorschlag, das Verhältnis zwischen gegenwärtigen Erfahrungen und tradierten Normen im Sinne dieser wechselseitigen Interpretation zu bestimmen, sehr nahe, nämlich der: Ist mit diesem Lösungsweg nicht der Willkür und der Beliebigkeit Tür und Tor geöffnet? Läßt sich nicht mit Hilfe von Interpretation alles beweisen, was man nur möchte? Ich würde sagen: Nein. Und zwar aus einem mehr **inhaltlichen** und aus einem mehr **soziologischen** Grunde. Zunächst der inhaltliche: Die Tradition wird in diesem Modell nicht ausgeblendet, vielmehr stets einbezogen, es wird auch von ihr her gedacht, es wird unterstellt, daß sie uns etwas zu sagen hat, ja sehr Wichtiges zu sagen hat; Tradition kann uns auf neue Ideen bringen, sie kann uns aber auch mahnen, daß wir bei allem, was Menschen tun, berücksichtigen, wie hilflos, verletzlich und zur Sünde bereit die Menschen sein können. – Der andere, soziale Anhaltspunkt, der Beliebigkeit verhindern kann und sollte, ist die Kirche als die Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus, an die Erlösung stiftende Kraft seines Sterbens und an seine Auferstehung glauben. Die Kirche ist der Ort oder sie sollte es im Sinne des II. Vatikanums sein, an dem dieser Dialog geführt wird und in dem die sittlichen Einsichten und Forderungen, zu denen dieser Dialog führt, auch Anerkennung finden können. Dabei haben wir im Auge zu behalten, daß kirchliche Anerkennung sich nicht auf die Anerkennung durch das kirchliche Lehramt beschränkt, weil Lehramt und Kirche eben nicht

einfach dasselbe sind. Auch die ältere Theologie wußte durchaus etwas von einem *sensus fidelium*. Kirche wäre also im Idealfall die Gemeinschaft, die christliche Tradition so vermittelt, daß sie in der Gegenwart als sinnvoll erfahrbares und auf Christus bezogenes Handeln möglich macht²⁵.

Der Ort, an dem der Dialog stattfinden und die Vermittlung zwischen kirchlicher Tradition und der aktuellen Gesellschaftssituation mit ihren spezifischen Bedingungen und Problemen geleistet und gelingen soll, ist also weder allein der einzelne in seiner religiösen Ansprechbarkeit und Engagiertheit, noch auch allein das kirchliche Lehr- und Leitungsamt und auch nicht bloß die theologische Wissenschaft. Wo gibt es aber außer diesen genannten Instanzen kirchliche Orte, wo eine fruchtbare Begegnung zwischen überkommenen Ansprüchen und gesellschaftlicher Gegenwart geschehen könnte?²⁶ Es sind genau die Instanzen zwischen dem einzelnen und dem Lehramt, also die kleineren und größeren Gruppen, wo um Übereinstimmung in Wert- und Normierungsfragen gerungen, wo Vorschläge gemacht und auch einmal erprobt werden dürfen, wo das eigene Verhalten unter Umständen auch kritisch befragt und korrigiert werden kann, ohne daß sofort von oben verordnete Sanktionen ins Spiel kommen. Am wichtigsten unter diesen Gruppen ist nach wie vor die **Familie**. Was Kinder hier über viele Jahre hinweg an religiös gedeuteten Handlungsmustern, an Umgang mit der Welt und an Gestaltungsformen mitmenschlicher Beziehungen erlernen, bildet häufig die fast schicksalsmäßig positive oder negative Voraussetzung, die darüber entscheidet, ob der Betreffende sich auch als Erwachsener vom Anspruch dieser Tradition betroffen und in seinem Handeln verpflichtet sieht. Allerdings sind die Familien heute in dieser Aufgabe überfordert, wenn sie nicht durch andere Gruppen verstärkt, ergänzt und getragen werden. Eine äußerst wichtige Rolle kommt hierbei ganz ohne Zweifel allen Formen **gemeindlicher und übergemeindlicher Jugendarbeit** zu. Wichtig wäre es auch, **Gruppen für junge Erwachsene und Kreise junger Familien** aufzubauen. Ent-

scheidend für deren Gelingen ist u. a., daß sie soviel Spielraum haben, daß ein nicht von oben gelenktes oder kontrolliertes Verhandeln der persönlichen Überzeugungen, Ansichten, Meinungen und Fragen möglich ist und daß die Ergebnisse ihrer Bemühungen sichtbar ins Leben einer Gemeinde eingebracht werden dürfen. Auf der übergemeindlichen Ebene wäre es ohne Zweifel von einiger Ausstrahlungskraft, wenn die einzelnen und die Gruppen den Eindruck bekommen könnten, daß sie in irgendeiner Weise, und sei es bloß durch Delegation, daran beteiligt sein können, wenn in der Kirche darüber beraten wird, was das Evangelium heute und in den konkreten Lebensverhältnissen verlangt. Manche Auseinandersetzungen über das Synodenpapier „Sinn und Gestaltung menschlicher Sexualität“ oder schon zuvor die Mißachtung des Mehrheitsvotums in der von Papst Paul VI. selbst einberufenen Kommission zur Vorbereitung der Enzyklika „Humanae vitae“ waren Vorgänge, die der Kirche bei großen Gruppen auch innerhalb der Kirche selber einen nicht zu übersehenden Autoritätsverlust eingetragen haben, der sich dann leider auch auf ganz andere Bereiche kirchlichen Sprechens ausgewirkt hat als nur auf den der Sexualität.

Fassen wir zusammen: Das II. Vatikanum hat der Moraltheologie zur Aufgabe gemacht, die christliche Tradition **und** die gegenwärtige geschichtlich-gesellschaftliche Situation mit ihren Möglichkeiten, Bedingungen und Grenzen gleichermaßen ernst zu nehmen und auf dem Weg dialogischer Verständigung eine Verbindung zwischen diesen beiden Größen herzustellen. Die heutige Moraltheologie darf sich infolgedessen weder einfach mit der Repetierung dessen, was gestern gegolten hat, begnügen, noch darf sie ihre Tradition einfach über Bord werfen, nur weil die Lebensverhältnisse sich gegenüber früher geändert haben. Sie muß vielmehr an den Prozeß der Überlieferung **anknüpfen und ihn kreativ** im Hinblick auf heutige Erfordernisse weiterführen. Sie weiß sich dabei zurückgebunden an die Gemeinde der Glaubenden und das in dieser lebende und praktizierte Ethos.

Sie braucht bei diesem Geschäft weder ängstlich den Blick in die Tradition zu scheuen noch denjenigen in die Zukunft. Sie darf bei ihrem Bemühen vielmehr auf die Hoffnung setzen, daß der christlichen Gemeinde das „Bleiben im Geiste“ (Joh 14, 16 f.) zugesagt ist.

Anmerkungen

¹⁾ **H. Schramm**, *Der gute Ton*, Berlin 1908.

²⁾ Die Skizze stellt die Bezüge zwischen den drei Größen etwas vereinfacht dar, um die im folgenden behandelte Fragestellung deutlicher heraustreten zu lassen. Natürlich treffen die kirchlichen Maßstäbe für moralisches Verhalten, die in der Vergangenheit Geltung besaßen, nicht nur in der Weise eines unserer üblichen Lebenswelt fremden Gegenübers auf uns, sondern sind als **ein** Faktor unter anderen auch in die gegenwärtige Gestalt von Gesellschaft eingegangen, in der abweichende Maßstäbe praktiziert werden; in bestimmtem Umfang haben „wir“ sie sicher auch schon internalisiert. Diese Verbindungslinien sind in der Skizze weggelassen worden.

³⁾ So z. B. **G. Ermecke**, *Christlichkeit und Geschichtlichkeit der Moraltheologie*, in: *Catholica* 26 (1972), 193–211, hier: 200.

⁴⁾ S. hierzu: **W. Ruff**, *Organverpflanzung. Ethische Probleme aus katholischer Sicht*, München 1971, 100–105.

⁵⁾ **J. Mausbach – G. Ermecke**, *Katholische Moraltheologie*, Bd. III, Münster ¹⁰1961, 299.

⁶⁾ So der Titel eines Aufsatzes von **W. Oelmüller**, in: *Theologie der Gegenwart* 20 (1977), 103–109.

⁷⁾ Vgl. hierzu den Überblick bei **N. Monzel**, *Die Katholische Kirche in der Sozialgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München-Wien 1980, 98–106.

⁸⁾ Nach **H. Schüngel-Straumann**, *Der Dekalog – Gottes Gebote?*, Stuttgart 1973 (=SBS 67), 43.

⁹⁾ Mi 3, 3.

¹⁰⁾ Mt 5, 21 f.

¹¹⁾ Vgl. hierzu den interessanten Beitrag von **N. Lohfink**, *Die Zehn Gebote ohne den Berg Sinai*, in: ders., *Bibelauslegung im Wandel. Ein Exeget ortet seine Wissenschaft*, Frankfurt a. M. 1967, 129–157.

¹²⁾ „Der Stern“, Nr. 23 vom 1. 6. 1978.

¹³⁾ Die Übersetzung folgt der deutschen Ausgabe der Konzilstexte in: K. Rahner/H. Vorgrimler, *Kleines Konzilskompendium*, Freiburg 1966. Der Text von „Gaudium et spes“ findet sich ebd. 449–552.

¹⁴⁾ Z. B. ebd. Nrn. 43, 44, auch 21.

¹⁵⁾ Dekret über die Priesterausbildung „Optatum totius“ (deutscher Text in: Rahner/Vorgrimler, *Kleines Konzilskompendium*, a. a. O., 293–310), Nr. 16.

¹⁶⁾ **J. Neuner**, Einleitung und Kommentar zum „Dekret über die Ausbildung der Priester“, in: LThK, Ergänzungsbd. II, 309–355, hier: 345; **J. Fuchs**, Moral und Moralthologie nach dem Konzil, Freiburg 1967, 11–21; **J. G. Ziegler**, Die Moralthologie, in: H. Vorgrimler/R. Vander Gucht (Hg.), Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert, Bd. III, Freiburg 1970, 316–360, hier: 348–356.

¹⁷⁾ Vgl. auch Gaudium et spes, Nr. 3.

¹⁸⁾ Dekret „Optatam totius“, a. a. O., Nr. 16.

¹⁹⁾ Gaudium et spes, Nr. 40.

²⁰⁾ Ebd. Nr. 44.

²¹⁾ Ebd. Nrn. 3.(21). 33. 40. 43. 92. Vgl. auch Nrn. 40–45 im gesamten.

²²⁾ Ebd. Nr. 43. Vgl. das gesamte Dekret über das Laienapostolat „*Apostolicam actuositatem*“ (deutscher Text in: Rahner/Vorgrimler, Kleines Konzilskompodium, a. a. O., 389–421).

²³⁾ Gaudium et spes, Nr. 43. Vgl. auch das Ökumenismus-Dekret „*Unitatis redintegratio*“ (deutscher Text in: Rahner/Vorgrimler, Kleines Konzilskompodium, a. a. O., 229–250), Nr. 23.

²⁴⁾ Vgl. **P. Ricoeur**, Philosophische und theologische Hermeneutik, in: P. Ricoeur/E. Jünger, Metapher. Zur Hermeneutik religiöser Sprache, München 1974 (= Sonderheft von „Evangelische Theologie“), 24–45, hier 33.

²⁵⁾ Zur Weiterführung dieses Gedankens s. **K. Hilpert**, Theologische Ethik und Offenbarung, in: Religionspädagogische Beiträge 6/1980, 87–98.

²⁶⁾ Vgl. zum folgenden **H. Zirker**, Der Glaube der Kirche und die Erfahrungen der Christen. Belastungen in Familie und Öffentlichkeit, in: Theologische Quartalschrift 161 (1981), 115–130, hier: besonders 126–130.